

Während der Ich-Erzähler vormittags durch die Stadt flaniert, erfährt er nachmittags eine Art Zerfaserung seiner Person. Manchmal fürchtet er, verrückt zu werden. Seiner Bildung nach könnte er bedeutend sein, seiner Stellung nach nicht. „Außenstehende Leute wie ich, die nur gebildet sind, sind nichts weiter als moderne Bettler.“ Bei einem Abendessen mit Susannes Gästen kommt die Rede auf Schuld. Ein Anwalt denkt an „justitiable Schuld“, der Erzähler an „Erbsünde“ – ein Schuldverhalten, das die meisten Menschen nicht wahrhaben wollen. Deshalb sollte an Universitäten „Vergleichende Schuldwissenschaften“ gelehrt werden, die „faschistische Schuld“, die „kommunistische Schuld“, die „kapitalistische Schuld ... Ich meine die gewöhnliche Schuld der Systeme, die langsam in uns einwandert, indem wir schuldlos in dieser Ordnung zu leben meinen.“ Auf die Frage einer Tischdame nach seinem Beruf antwortet er als moderner Eulenspiegel, er leite ein „Institut für Gedächtnis- und Erlebniskunst“. Unterstellt wird, daß die meisten Zeitgenossen an Gedächtnisschwund, Erlebnisarmut, Langeweile leiden. Das als Tischeinfall gegründete Institut bringt ihm später ein paar Geldscheine ein.

Der Roman endet offen. Die Episoden haben ihre Einheit in der Person des Erzählers. Seine Wahrnehmungen decken sich nicht mit denen der üblichen gesellschaftlichen Eingliederungen und Einverständnisse. In sein ironisches „Institut“ kommen Menschen, „die das Gefühl haben, daß aus ihrem Leben nichts als ein langgezogener Regentag geworden ist und aus ihrem Körper nichts als der Regenschirm für diesen Tag“. Unaufdringliche Melancholie durchzieht die heiter ironischen Szenen. In seiner sprachlich strengen, unpathetischen Form gehört Genazinos Roman zum besten, was das Jahr 2001 erzählerisch hervorgebracht hat.

Paul Konrad Kurz

RATHENOW, Lutz: *Sterben will gelernt sein*. Lyrische Prosa – Prosaische Lyrik. Mit Bildern v. Frank van der Leeuw. Weilerswist: Landpresse 2000. Gb. 54 S. 28,- DM.

Rathenow, spottlustiger Gratwanderer und

Grenzgänger zwischen Lyrik und Prosa, ist offenbar dabei, seine Persiflagen zu kultivieren und seine Aggressionslust zu zügeln. Seine Farben changieren immer mehr zwischen „heiter und düster“ und „heiter und böse“. Wer sich den Fünzig nähert, dem gerät eben vieles existentieller („Hoffnung // So hieß eines meiner ersten Gedichte. /.../ Klar und deutlich, fürchte ich, / wünschte ich die Sprache. Einfach. Entsetzlich. / Ein halbes Jahrhundert lebe ich nun. /.../ Dichter ans Telefon.“) Hoffnung ist ihm nun also etwas für Kleingeister, „die die Nachricht nur noch nicht empfangen haben“. Auffallend oft ist jetzt auch von der Flaschenpost die Rede, „als Botschaft etwas Luft“. Da formuliert sich nahezu fatalistisch Erkenntnisgewinn, wie Rathenows neuer Gemischtwarenband auch „Sterben will gelernt sein“ heißt, der verheißt, uns für diese gewisseste aller Gewisheiten zu rüsten und unsere Endlichkeit zu akzeptieren. Da vergeht selbst dem Spötter Rathenow das Spotten, denn er weiß: Spötters Hauch brennt auch.

Dennoch: Rathenow ist immer noch ein Erzschalk, der mit seiner Narrenklappe auf Ungeheimheiten unserer Welt einschlägt, und er macht auch vor Säulenheiligen nicht halt (Brecht, Goethe, Grass), denn er ist scharf auf das Absurde, das allenthalben lauert. So macht er mit Verve Jagd auf Quer- und Unsinn, er surft www durch unser groteskes Dasein und verkabelt unsere Schwachstellen, bis sich die Parodien zu Karikatur und Comic verzerren. Er führt uns unseren quichottehaften Kampf mit den Tücken der Objekte vor, vernetzt unsere Technikerrungenschaften (Telefon und Computer) mit unseren Kommunikations- und Identitätsdefiziten, eben unsere mißratene Beziehungskiste. Rathenow erweist sich als gewitzter Posameter, der an den Posen des Bösen herumposamentiert und sie dabei auf den Punkt bringt: „Selbst blöde Sprüche verwandeln sich durch veränderte Umstände in Weisheiten“ oder: „Vor lauter Botschaften die Flasche nicht sehen“. Da entnebelt einer mittels Sprachspiels und paradoxen Wortwitzes alltag-verstellte Redewendungen und verballhornt zugleich uns bedrängende Heilslehren. In „Wir sind das Volk“ weiß der Michel am Ende nimmer, ob er „Wir“ ist oder „das Volk“.

Aber vielleicht ist Rathenow so etwas wie ein

perplexer Hoffnungsträger, der uns die Chance einräumt, uns im Chaos doch noch selber zu finden, wie er es in seiner Parodie auf die Telefonomanie dastisch vorgibt. Der Literatur gesteht er indes nur geringe Chancen zu. Sein „Lektor“ setzt voll auf die Spaßgesellschaft, während sich die Gesellschaft auf ein kollektives Warten auf Godot einstellt („Die Busfahrt“).

Rathenow scheint mit diesem Buch seinen Komikerrang abschwächen zu wollen. Die Kuriositäten, auf die er sich einläßt, schrecken ihn. Er scheint eher in die Rolle des Dokumentaristen zu schlüpfen, den vor unserer Realitas gruselt und der sie daher zu einer Horror Picture Show

zurechtliterarisiert. Rathenow also ein Horribiliscrifax an der zweiten Millenniumswende. Er reizt unser Kick-Verlangen, um uns nebenbei eine Lektion in Sachen Absurdität zu erteilen. Und das scheint ihm einen toderntesten Spaß zu machen. Rathenows Hausverlag Landpresse Weilerswist liefert uns das in inzwischen wohl-bekannter bibliophiler Buchausstattung, wie man es nur noch selten findet, und Frank van der Leeuw illustriert bereits zum dritten Mal Rathenows Texte mit Großgrafiken, die diesmal die Mensch-Technik-Synthese vanatistisch als Nature morte in groteske Zeichnungen umsetzen.

Edwin Kratschmer

Psychotherapie

REMELE, Kurt: *Tanz um das goldene Selbst*. Therapiegesellschaft, Selbstverwirklichung und Gemeinwohl. Graz: Styria 2001 (Theologie im kulturellen Dialog. 9.). 505 S. Kart. 21,- DM.

In dieser soziaethischen Habilitationsschrift fragt Kurt Remele, ob die Psychokultur mit ihrem unverkennbar individualistischen Ziel der Selbstverwirklichung zu einer Auszehrung von Gemeinwohl und Gemeinwohl führt, wie ihr führende Kommunitaristen vorwerfen, oder ob eine Vermittlung zwischen beiden Grundwerten möglich ist.

Ausgehend vom weithin autobiographischen Buch einer Psychotherapeutin, die vier Waisenkinder aus Südamerika adoptiert hat und ihre Entfremdung von einer für gestalttherapeutische Selbsterfahrung begeisterte Freundin schildert, beschreibt Remele einleitend wichtige Anliegen und Tendenzen der „Therapiegesellschaft“: sensible Selbstwahrnehmung, Gefühlskultur, „psychoanalytische Verseuchung“, aber auch das Gegenteil wie Moralisieren und „Lust am schlechten Gewissen“.

In einem weiteren Schritt diskutiert er die Kritik, die die Kommunitaristen Robert N. Bellah, Alasdair MacIntyre, Charles Taylor und Amitai Etzioni gegen die Verallgemeinerung des psychotherapeutischen Modells vorgetragen haben. Dabei zeigt er auch, wie sowohl der instrumentell-berechnende als auch der seine

Spontaneität auslebende, expressive Individualismus in die Lebenshilfeliteratur, Pädagogik und Filmwelt eingedrungen sind. Allerdings stellt Remele das gesellschaftliche Verfallstheorem und Gemeinschaftsideal der Kommunitaristen in Frage.

Wie psychotherapeutische Konzepte von Theologen wie Norman V. Peale, Eugen Drewermann und anderen in die Seelsorge übernommen wurden („therapeutische Religion“) – was sowohl konservativ-rechte als auch progressiv-linke Theologen kritisieren, und wie sie ab etwa 1970 auch zunehmend für Erziehung, Bildung, Medien, Sozialarbeit, Partnerschaft, Management und Politik bedeutsam wurden, schildert der Autor in einem dritten Teil. Anstatt jedoch diesen „Hunger nach Psychologie“ pauschal zu diffamieren, deutet er ihn als Bedürfnis nach Lebens- und Orientierungshilfe in den Beschwerden der Individualisierung unserer Gesellschaft. Trotzdem anerkennt er sehr wohl mit Berufung auf die Therapiefor schung die Notwendigkeit, überwiegend individuell bedingte Störungen mit individuum-szentrierter Psychotherapie und nicht nur mit gesellschaftlichen Strukturveränderungen anzugehen.

In einem weiteren Teil problematisiert Remele den egoismusverdächtigen Begriff „Selbstverwirklichung“ in Auseinandersetzung mit Ver-